

Frauen zwischen den Fronten?

Der Erste Weltkrieg in der Sicht von Schriftstellerinnen aus dem Elsass, Lothringen und dem Saarland

Vortrag

10.5.1994

Annette Kliever

1) Die deutschen Frauen im Ersten Weltkrieg

Der Erste Weltkrieg bezog erstmals die Frauen in die Kriegsführung mit ein. Vorher war Krieg eine Sache der Männer, nicht der Frauen. Man konnte den Mythos vom Mann aufrechterhalten, der zum Schutz von Frau und Kind an die Front ziehen muss. Frauen stellten in diesem Mythos die »Göttin des Friedens« dar, den harmonischen Gegenpol zur männlich-zerstörerischen Welt der Front.ⁱ Mit dem Ersten Weltkrieg wurden erstmals die Mittel der modernen Kriegsführung eingesetzt, mit denen auch Frauen direkt konfrontiert wurden: psychologische Kriegsführung z.B. durch Einsatz der Massenmedien, Druck auf die Bevölkerung durch Lebensmittelknappheit, Evakuierungen, Einsatz von Frauen in die vermehrte Waffenproduktion, usw.. Diese Einbeziehung der Frau in den Krieg wurde unter dem Stichwort »Heimatfront« oder »zweite Front« propagandistisch vorbereitet.ⁱⁱ Die Frauen übernahmen die Aufgaben der Männer, sollten gleichzeitig aber immer noch das alte Modell von der »heilen Heimat« aufrechterhalten. Dieses widersprüchliche Schema führte mit dem Ende des Ersten Weltkrieges folgerichtig zu einer Katastrophe. Die Männer behaupteten, die Frauen seien schuld an der Niederlage, auch sie hätten ihnen eine Art »Dolchstoß« von innen versetzt und sie am Weiterkämpfen gehindert, indem sie die Atmosphäre mit ihren Klagebriefen vergifteten. Diese Reaktion der Männer ist nur allzu verständlich, wenn man den Ersten Weltkrieg auch als einen »allgemeinen Männerbund« analysiert.ⁱⁱⁱ Er galt als Möglichkeit, nun endlich »unter sich« sein zu können, in einem »Reinigungsbad« die Sinnlosigkeit des Daseins als Zivilist zu überwinden. Aggressionen wurden nach außen gewandt und dadurch wurde das Selbstbewusstsein des Einzelnen stabilisiert.

Dies ist ein altes Modell, und viele Frauen fühlten sich ausgeschlossen aus der Kampfgemeinschaft, in ihrer Ehre gekränkt und versuchten, mit allen Möglichkeiten zu beweisen, dass auch sie ihre staatsbürgerlichen Pflichten zu erbringen bereit waren. Schon lange vor 1914 hatte es »vaterländische Frauenvereine« gegeben, die über 500 000 Mitglieder und ein Vermögen von 30 Millionen Reichsmark verfügten. Diese Vereine warteten nur auf die Gelegenheit, zu beweisen, dass man mit ihnen rechnen konnte. Neben diese Frauen und die Frauen im Roten Kreuz trat schon am 1. August 1914 dann der »Nationale Frauendienst«, der unter der Führung Gertrud Bäumers, der Sprecherin des BDF^{iv}, in direkter Zusammenarbeit mit den offiziellen städtischen und staatlichen Behörden soziale Hilfsdienste organisierte. Er setzte sich zusammen aus dem BDF, der »Evangelischen Frauenhilfe«, den Gewerkschafts- und SPD-Frauen und dem katholischen Frauenbund und konnte meist schon auf eine lange Erfahrung dieser Frauen im Wohlfahrtsbereich zurückgreifen.^v Die meisten Frauen verfolgten mit ihrem Einsatz für das Vaterland auch noch weniger selbstlose Ziele: Sie erhofften sich als Belohnung für ihre Arbeit zumindest das Wahlrecht für Frauen, ja sogar

eine größere Einflussnahme der Frauen auf die gesamte Gesellschaft, mindestens aber auf Berufe im Wohlfahrtsbereich.^{vi}

Nur sehr wenige Frauen - meist aus dem Lager der Sozialdemokratinnen (Clara Zetkin, Rosa Luxemburg) oder dem radikalen Flügel der bürgerlichen Frauenbewegung^{vii} (Helene Stöcker, Anita Augspurg, Lida Gustava Heymann) wagten es, klar gegen den Krieg Partei zu ergreifen. Sie wurden denn auch von der Obrigkeit zensiert, erhielten Redeverbot, wurden unter Hausarrest gesetzt oder zur Emigration getrieben. In Anlehnung an die große Vorgängerin Bertha von Suttner, die 1891 die »Gesellschaft der Friedensfreunde« gegründet und 1905 als Erste Frau den Friedensnobelpreis erhalten hatte, pflegten diese Frauen auch nach Kriegsbeginn weiterhin internationale Kontakte und nahmen an der Haager Friedenskonferenz von 1915 teil, wofür sie vom BDF ausgeschlossen wurden.

Ausgehend von dieser politischen Situation, der Stimmung der Euphorie^{viii}, die auch Frauen erfasste, und von den eigenen Interessen der Frauen, lässt sich kaum erwarten, dass es viel kriegskritische Literatur von Schriftstellerinnen gab. In der Tat reihen sich die meisten Schriftstellerinnen ein in eine Ideologie, in der Frauen als fürsorgliche Mütter die Männer vom Hinterland aus unterstützen müssen bzw. lernen müssen, diese Männer in ihren einsamen Kampf gehen zu lassen. Leider kann ich an dieser Stelle nicht genauer auf die gesamte Frauenliteratur zum Thema eingehen. Autorinnen wie Gertrud Prellwitz, Gabriele Reuter, Clara Viebig, Thea von Harbou u.a.^{ix} wollten zeigen, dass auch sie sich gerne beteiligen würden am Krieg, um den Männern zu beweisen, dass sie als wahlberechtigte Bürgerinnen tauglich sind. Ist diese Frauenliteratur damit zwar kaum Ausdruck einer offenen Kriegshetze, so sind kriegskritische Tendenzen - falls sie aufkommen - doch so verhalten und vage, dass sich kein Angehöriger des Militärs ernstlich durch sie angegriffen fühlen konnte.

Ich möchte nun näher auf die Frauen eingehen, die sich selbst als »zwischen den Fronten« erlebt haben.

2) Frauen im Grenzbereich zum französischen »Erbfeind«

In der militaristischen Propagandaliteratur während des Ersten Weltkriegs spielte der Angriff gegen die französische Kultur eine besondere Rolle - vor allem in der Anfangsphase, in der sich die Deutschen auf den letzten siegreichen Krieg von 1870/71 bezogen. Diese Auseinandersetzung mit dem als überzivilisiert, verlogen und dekadent geltenden Feindesland Frankreich findet sich demnach auch immer wieder in den Äußerungen deutscher Frauen. So wird unter anderem gefordert, die Frauen sollten die französische Mode, die »vom Feinde erdachten Fetzen«^x, ablehnen.

In welcher Position befanden sich nun Frauen, die sich als Elsässerinnen, Lothringerinnen oder Saarländerinnen als »zwischen den Fronten« erleben mussten? Am Beispiel von vier ausgewählten Romanen von »Grenzlandfrauen«, nämlich von Marie Hart, Adrienne Thomas, Polly Mary Höfler und Lisbeth Dill, möchte ich untersuchen, inwieweit sie zu anderen Ergebnissen kommen als ihre innerdeutschen Schriftstellerkolleginnen. Die Romane thematisieren alle den Ersten Weltkrieg bzw. seine Konsequenzen auf das Leben der Menschen im Grenzland, wobei die beschriebenen Heldinnen alle damit konfrontiert sind, sich »zwischen den Fronten« bewegen zu müssen, eventuell sogar doppelte Loyalität für Deutschland und für Frankreich aufbringen zu müssen. Die deutsch-französischen Beziehungen, die Literatur deutscher und französischer Pazifisten im Ersten Weltkrieg sind zwar ein gut erforschter Bereich der Literaturwissenschaft, die Literatur von Frauen dieses Zeitraums gehört aber immer noch zu den »weißen Flecken« der Literaturgeschichte, so dass

ich gestehen muss, meine Ergebnisse nur mit einer gewissen Vorläufigkeit vorstellen zu können. Die Anzahl der deutschsprachigen Texte, die von Frauen aus Lothringen, dem Elsass und dem Saarland zum Thema Erster Weltkrieg geschrieben wurden, ist nicht besonders groß. Bei der Auswahl der Texte habe ich deshalb in Kauf nehmen müssen, dass nicht alle zeitgleich entstanden sind und dass nicht alle Autorinnen in gleicher Weise von der Grenzlandproblematik betroffen waren. So schreibt gewiss Lisbeth Dill, die zwar ihre Jugend im Saarland verbracht hat, die aber mit 26 Jahren nach Berlin übersiedelte, in größerer Distanz zu dieser Problematik als Marie Hart, die direkt unter der Situation des Elsasses nach 1918 zu leiden hatte, die von vielen Elsässerinnen als französische Okkupation empfunden wurde.

Wie reagieren die vier Autorinnen auf den Krieg? Macht sie der Loyalitätskonflikt von vornherein zu Kriegsgegnerinnen? Oder ist im Gegenteil zu erwarten, da sie sich durch die direktere Konfrontation mit dem »Erbfeind« nach dem Krieg stärker als Deutsche wahrnahmen und dadurch umso anfälliger waren für nationalistische Ideologien? Dabei ist zu berücksichtigen, dass mein wertender Ansatz viele Schwierigkeiten mit sich bringt: Mit welchem Recht nehme ich mir heute als Deutsche heraus, das Denken und Schreiben von Elsässerinnen, Saarländerinnen oder Lothringerinnen zu beurteilen und mit Urteilsprüchen wie »mehr oder weniger militaristisch oder nationalistisch« zu behaften? Ist es doch aus heutiger Perspektive fast unmöglich, das Gewirr von widersprüchlichen Erfahrungen aufzuschlüsseln, die Frauen der lothringischen oder elsässischen Minderheit (im soziologischen Sinn, nicht zahlenmäßig!) mit den Deutschen und den Franzosen gemacht haben, wenn sie sich auch selbst manchmal als Deutsche oder Französinen wahrnahmen. Ich bin mir bewusst, dass mein Blick verstellt ist durch die Deutung der Geschichte aus der Zeit nach dem 2. Weltkrieg. So passiert es uns heute leicht, dass die Schriften der Opfer der nationalistischen französischen Politik nach 1918 als Vorbereiterinnen oder Mittäterinnen einer deutschen NS-Politik wahrgenommen werden, nur weil die NS-Kulturpolitik ihre Texte gut in ihre eigene Grenzlandpolitik einbeziehen konnte. Es ist wichtig, sich diese Widersprüche ständig klarzumachen.

Da die von mir ausgewählten Frauen heute bis auf Kreise von Kennerinnen vergessen sind, wie übrigens fast alle Schriftstellerinnen der Jahrhundertwende, wird es nötig sein, sie jeweils biographisch vorzustellen. Ich gehe dabei chronologisch vor.



Lisbeth Dill: Die Spionin (1917)

Lisbeth Dill gelingt es trotz fehlender zeitlicher Distanz, ihre Erfahrungen des 1. Weltkriegs mit dem Roman *Die Spionin* von 1917 in relativ souveräner Weise vorzustellen. Dies mag daran liegen, dass Dill, 1877 als »Tochter aus gutem Hause« in Dudweiler geboren und in Saarbrücken aufgewachsen, schon früh in den Genuss von Auslandsreisen kam.^{xi} Mit 26 Jahren zieht sie, mittlerweile zum zweiten Mal verheiratet, nach Berlin und beginnt hier, schriftstellerisch tätig zu werden. Dills Romane sind bestimmt von Kritik an der gesellschaftlich geforderten Geschlechtsrollenfestschreibung einerseits und einer Zurücknahme dieser Kritik durch Plots andererseits, in

denen emanzipierte Frauen vom Schicksal bestraft und damit auf ihren gesellschaftlich akzeptierten Platz zurückverwiesen werden. Dieser Widerspruch findet sich letztlich auch in ihrem Roman *Die Spionin* von 1916 (veröffentlicht 1917). Auch hier findet sich ein bekanntes Motiv der Frauenliteratur zur Zeit des Ersten Weltkriegs wieder: Die Lothringerin G n reuse Cailleux beklagt, dass Frauen sich nicht am Krieg beteiligen dürfen; in Erinnerung an ihr persönliches und nationales Vorbild Jeanne d'Arc will auch sie sich für das Vaterland nützlich machen. In Brüssel arbeitet sie mit ihrem Onkel gegen die deutsche Besatzung bei der Redaktion der Untergrundzeitung *La Vérité*, indem sie sich vor den deutschen Soldaten als Deutsche ausgibt, um sie auszuhorchen. Indem sie so ihre Herkunft als Lothringerin ausnützt, begibt sie sich in einen st ndigen emotionalen Konflikt: Die Deutschen, mit denen sie Kontakt hat, faszinieren sie und stoßen sie zugleich ab. Doch immer wieder findet sie Kraft in dem Gedanken, sich wenigstens hier nützlich machen zu können:

Dem Vaterland zu nützen war ihre Aufgabe. Und wie konnte sie als Weib es anders als auf dunklen Wegen? Wäre ich ein Mann, ich wäre längst über die Grenze... vielleicht gefasst und erschossen, aber ich wäre nicht hier und ginge des Nachmittags auf den Boulevards spazieren mit einem schleifengeschm ckten Hund oder einer Kokotte.^{xii}

Sie wird schließlich gefasst und hingerichtet.

Der Roman ist ein Schl sselroman, der auf den Fall der englischen Spionin Mi  Edith Cavall anspielt, die 1915 in Brüssel erschossen wurde. Als solcher wurde er auch berühmt - er erreichte 1928 eine Auflage von 50-60 Tausend.^{xiii} Ungeachtet der Tagesaktualität bleibt aber doch interessant, dass mitten im Ersten Weltkrieg eine Feindin in all ihrer moralischen Integrität gezeigt wird, was ja immerhin die nationalistische Propaganda gegen Frankreich in Frage stellt. Die Autorin geht sogar stellenweise so weit, dass sie die Darstellung der deutschen Arroganz, der deutschen Kriegsverbrechen und der deutschen Dummheit, wie sie in den französischen Zeitungen dargestellt wird, zumindest insofern gelten lässt, als sie das Verhalten von G n reuse erklären - die ja von der Autorin als integer dargestellt wird.^{xiv} Gleichzeitig nimmt sie aber diese Angriffe auch wieder zurück, indem sie sie als Reaktion der schwächeren Franzosen abtut. So lässt sie etwa den Erzähler den Deutschenhass der Franzosen als Minderwertigkeitskomplex deuten:

Alles, was sie taten, die Deutschen, war geschmacklos, unsolide, war schlecht, ihre Bauten, ihre Anlagen, ihre Musik, ihre Literatur. Es war ein fanatischer, von Kindheit anerzogener Hass gegen den Feind, den man für stärker hält, wie man selber ist, der sich hier Luft machte.^{xv}

Dills Verständnis für G n reuse erklärt sich ihrer Meinung nach auch aus ihrer eigenen Grenzlandsituation heraus. In einem Vorwort von 1916 macht sie dies durch folgende Sätze deutlich:

Wer an der deutsch-französischen Grenze aufgewachsen ist, wer diese von nervöser Elektrizität wie geladene Luft mit ihren Spannungen (...) als Kind schon eingesogen hat, wer diese Grenze von beiden Seiten kennt, mit ihren unberechenbaren Stimmungen, dem eigenartigen Reiz der geistigen Atmosphäre jener 'Doppelkulturstra e' (...) kennt ihre Gefahren (...). In dieser Luft der leichteren Lebensauffassung, der Lebenskunst, gedeiht neben dem fanatischsten Chauvinismus ein glühender Patriotismus, an dem schon die Kinder mit Bewusstsein teilnehmen.^{xvi}

Dieser Fanatismus der Kinder steht auch am Anfang ihres Romans. Da kämpfen in den Metzser Fortanlagen die kleinen Franzosen gegen die kleinen "Preußen" und hier liegt auch einer der Grundsteine für das spätere Verhalten von G n reuse. Sie verrät den Schlachtplan der »Preußen«, den ihr der Nachbarsohn Edgar anvertraut hat, und wird denn auch von Edgar

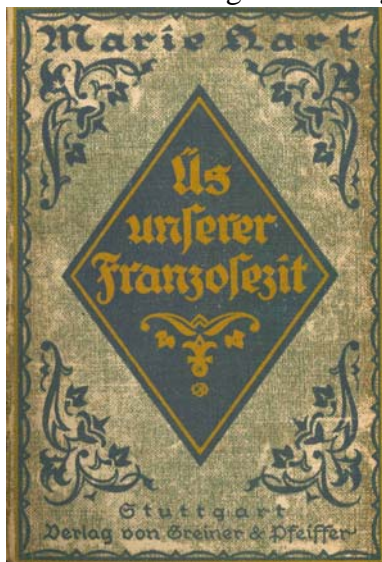
»zu Tode verurteilt«. Ebendieser Edgar ist es, den sie Zeit ihres Lebens liebt und hasst, weil er sie gedemütigt hat. Er ist es auch, gegen den sie als Spionin kämpft, und - wie das Schicksal es will - er ist es auch, der sie am Schluss in Brüssel erkennt und erschießen lässt. Und trotzdem schreibt G n reuse in einem Abschiedsbrief an ihn: »Comme je suis aller (sic!) rendre mon  me   Dieu, j'ai voulu vous assurer de mon amitié, qui sera pour vous jusque le (sic!) dernier moment de ma vie...«^{xvii}

Ich bin hier bewusst nicht auf den bekannteren Roman *Der Grenzpfahl* von 1925 eingegangen. Zum einen wird hier eher die Zeit nach dem Weltkrieg dargestellt. Zum anderen geht Dill hier weit weniger offen und ambivalent auf die lothringische Frage ein: Hier werden zwar auch deutscher Nationalismus und französische Okkupation kritisiert, bestimmt wird das Bekenntnis zur (natürlich deutschsprachigen) lothringischen Heimat aber durch mystisch gefährliche Begriffe, die sich einordnen lassen in eine politisierte Heimatliteratur. Ein Zitat soll genügen: »Der Heimat treu bleiben ... dem Boden, der uns erzeugte, das ist, nach meinem Glauben die gr o te Treue.«^{xviii}

Umso interessanter ist es, dass Dill mit *Die Spionin* mitten im Krieg gewagt hat, gegen den allgemeinen Konsens anzuschreiben. Wie schon angedeutet könnte dies auf ihre eher kosmopolitische Lebenssituation zurückgeführt werden.

Marie Hart:  s unserer Franzosezeit (1920)

Weit weniger Distanz zu den Konflikten ihrer elsässischen Heimat hatte Marie Hart: 1856 als Marie Hartmann in Buchweiler im Elsass geboren^{xix}, macht sie 1874 das französische Lehrerinnenexamen und arbeitet zunächst in einem M dchenpensionat in Dresden. Während dieser Zeit schreibt sie Erste Kurzgeschichten in französischer Sprache. Gegen den Widerstand der Eltern - der Vater war guter französischer Patriot - heiratet sie 1882 den deutschen Offizier Alfred Kurr. Die Ehe scheint schwierig zu sein, Kurr geht vor allem der Jagd nach oder stellt sich krank und überlässt die Arbeit Marie, die nun beginnt, unter dem Pseudonym Marie Hart Kindheitserinnerungen in elsässischer Sprache zu verfassen und auch zu veröffentlichen. Das Ehepaar kehrt 1908 nach Buchweiler zurück, wo Marie eine Sch lerpension eröffnet, um finanziell zu  berleben. Im Ersten Weltkrieg wird die Stimmung im Elsass zunehmend deutschfeindlich, nach 1918 werden erstmals »lois radiales« erlassen, die die Bevölkerung je nach Blutszugeh rigkeit in Gruppen von A bis D einteilt - von den »reinen Franzosen« bis zu den »reinen Deutschen«. Alfred Kurr muss demnach als »D-Gruppenangeh riger« das Elsass verlassen, und auch Marie Hart zieht 1919 nach endlosen Papierkriegen, Kontrollen und Demütigungen in den Schwarzwald, weil sie diese Stimmung nicht mehr erträgt. Dort beginnt sie » s unsere Franzosezeit«, wo sie diese Erfahrungen



verarbeitet - aus ihrer Verletzung heraus mit viel Zorn und geh ssiger Bitterkeit gegenüber den Franzosen und den elsässischen Franzosenfreunden. Autobiographisch wird die Ausreise der Hartmannschwester nachgezeichnet. Der Erzähler kommentiert deren Schicksal:

Grad d'nämlich G'schicht wie  werall: Dr. Mann word  sgewiese, d'Frau bliet zer ck weijen ihre M wel und wiel se doch driuwe noch ken Unterkunft han; sie word meh oder wenjer verfolit als boche, sie lauft von bureau ze bureau weije d'r  sfuhrerlaubnis; sie fangt an, M wel verkaufe teils  s Geldnot, teils  s Angscht vor'm Gequetscher - mr kenne die G'schicht!^{xx}

Dabei besteht der Großteil des Romans aus Geschichten von denen, die sich nach dem Ersten Weltkrieg ganz plötzlich als Franzosen fühlen - z.B. die Klavierlehrerin Amélie Mull, die im Krieg zu Amalie Müll »mit zwei dicke Dipfele« wird^{xxi} und sich 1918 dann wieder umbenennt oder das »comité de patriotes«, das sich aus ehemaligen deutschen Soldaten zusammensetzt, von denen jeder nun »üwer Nacht« entdeckt,

dass er e gueter Franzos isch. Es laufe viel so herum hie, un je ditscher se gewenn sin, deschte lüter bruelle se jetzt: ich bin e Franzos! un denke nit, dass anderi Lit au e Gedächtnis han.^{xxii}

Besonders eindrücklich wirkt die Beschreibung der Schulsituation nach 1918: Alteingesessene Lehrer haben Angst vor der Denunziation der Schüler, neue, von französischen Behörden eingesetzte Lehrer können oft kein Deutsch und machen sich so zum Spott der elsässischsprachigen Schülerinnen.^{xxiii} Neben den Anekdoten über die »Wendehälse« besteht der Roman vor allem aus seitenlangen Diskussionen der Schwestern über die aktuelle Situation des Elsasses, die Leserinnen in ihrer Redundanz heute schnell ermüden. Eingebaut in Alltagssituationen finden sich dann Reden wie die folgende über das übertrieben nationalistische Verhalten der Franzosen:

Zelemols (d.h. 1871, A.K.) han se d'Elsässer mit Friede gelon un sich üwerhaupt nit im geringschte for sen interessiert. Awer jetz han sen achtevierzig Johr lang vor d'r ganze Welt b'haupt, daß's Elsass ein von de Ditsche g'stohlenes französisches Land isch, daß se's wenigschtens so g'schwind wie möglich französisch mache wölle, denn sie fürichte, anderi könnte's am End doch noch merike, wie ditsch as es isch.^{xxiv}

Marie, die nach Besançon verheiratete Schwester, will nicht, dass ihre Schwestern Carlin und Jeanne in die »Bochie« ziehen und betont daher die »atrocité« der Deutschen im Krieg. Da muss Carlin mit dem alten Klischee vom deutschen »Kulturvolk« auffahren: »Un meinsch dü, dass e Volik, wie so schöni Gedicht het, mit so viel Herz und Gemuet, von lüter Barbare un gräüjsame Henkerskneeht zammeg'setzt isch?«^{xxv} Darauf weiß auch die französisch »infizierte« Marie dann natürlich keine Antwort mehr (»ich weiß baal selwer nimmi, was ich glauwe soll!«(ebda.).

Heute ist Marie Harts Roman ein interessantes Zeitdokument, wenn es auch in seiner Aggressivität gegen die Franzosen nicht überschätzt werden darf, weder als allgemeingültige Aussage zur Situation im Elsass nach 1918, noch als typischer Text der Autorin.^{xxvi} Der Roman ist damit eher ein Beispiel für eine einseitige Auseinandersetzung mit der bikulturellen Situation, die sich aus den Verletzungen der Autorin herleiten lässt: Hart erklärt sich uneingeschränkt für die Deutschen und gegen die Franzosen und vereinfacht somit innere Konflikte der Elsässerinnen. In diese aggressive Haltung wurde sie gerade durch die überzogene »Re« - Französisierungspolitik der neuen Regierung gezwungen, die der brutalen Germanisierung von 1870 oft in nichts nachstand und die Ambivalenzen nicht mehr zuließ. Es ist zu betonen, dass dieser Roman sich negativ von den früheren Texten dieser Autorin abhebt, die sehr viel menschlicher und souveräner die Situation im Elsass beschreiben. Dass Hart sich aus ihrem unterdrückten Status heraus überzogene Darstellungen erlaubt hat, wirkt natürlich auf heutige Leserinnen abschreckend, vor allem da ihre Texte nach 1933 als willkommene Zeugnisse einer franzosenfeindlichen Haltung der Elsässerinnen überhaupt aufgenommen wurden.

Adrienne Thomas: Die Katrin wird Soldat (1930)



Als »Antikriegsroman« deklariert und auch als solcher begeistert aufgenommen, ist Adrienne Thomas' *Die Katrin wird Soldat*, der erst 1930 erschienen ist. Er wurde zu einem Bestseller^{xxvii}, der vor allem als Mädchenbuch empfohlen wurde, und ließ Adrienne Thomas 1933 zu einer der »verbrannten Schriftstellerinnen« werden, zwang sie zur Emigration nach Österreich, Frankreich und in die USA.

Adrienne Thomas, eigentlich Hertha Adrienne Strauch, wurde 1897 in St. Avold geboren und verbrachte ihre Jugend in Metz, wo sie zweisprachig erzogen wurde. Wie die Katrin in ihrem Roman siedelte sie während des Ersten Weltkriegs nach Berlin über und arbeitete als Rotkreuzschwester.

Der Roman beschreibt die Entwicklung der Cathérine Lentz aus Metz, einem »verwöhnten Püppchen aus gutem Hause«, in Form ihres Tagebuches von 1914 bis 1917. Den Krieg sieht sie

von Anfang an mit skeptischen Augen, ist er doch daran schuld, dass ihr Freund Lucien von ihr getrennt wird, weil er in die französische Armee eingezogen wird. Sie, die in einem deutsch-französischen Milieu aufgewachsen ist, sieht auch alle anderen Jungen (und damit ihre Verehrer) um sie herum in den Krieg ziehen, je nach Herkunft in der deutschen oder französischen Armee - manchmal wird das für die Leserinnen nicht ganz klar, und auch für Katrin scheint es keine größere Bedeutung zu haben. Sie wird Sanitäterin wie alle Frauen und Mädchen um sie herum, weil auch sie zeigen will, dass sie »dem Vaterland« - für sie ist das zufällig Deutschland, weil ihre Eltern sich als Deutsche wahrnehmen - dienen kann, wenn auch in einem Krieg, dessen Sinn sie nicht ganz einsieht. In einem Gespräch mit Lucien antwortet sie auf seine Frage »Würdest Du nicht gehen, wenn du ein Junge wärst?« im Stillen: Ich kann nicht antworten. Denn ich würde ja auch gehen. Nur als Mann kann man diese grauenhafte Zeit tragen, wenn man weiß: heut ihr - morgen ich. Wer möchte denn jetzt leben?^{xxviii} Schon hier wird deutlich: »Das Vaterland« ist ein beliebig ersetzbarer Begriff, für die eine ist es Deutschland, für den anderen Frankreich, für beide aber eine Aufgabe in einer »grauenhaften Zeit«.

Der Dienst beim Roten Kreuz im Bahnhof wird von Katrin zunächst sehr humorvoll beschrieben, die Begegnung mit flirtenden Soldaten, das Einkochen von Unmengen von Obst und das Kochen unter erschwerten Bedingungen gleicht eher dem Abenteuerflug einer Mädchengruppe denn einem Krieg. Dies ändert sich mit der Zeit, und Katrin ist nicht mehr in der Lage, sich in die heile Welt der Familie zurückzuziehen oder mit den militaristisch auftretenden Cousins im kriegsverschonten Berlin dem Grauen zu entgehen. Sie arbeitet verbissen weiter im Lazarett, ein Briefwechsel mit Lucien zeigt ihr, wie unmoralisch und sinnlos das Kämpfen an der Front ist. Ihre Beschreibung der Arbeit hat nichts Heldenhaftes oder gar Humorvolles mehr, schonungslos werden die Leserinnen mit ihren Eindrücken von den Verletzten konfrontiert:

Morgen ist großer Verbandstag, dabei werde ich wieder Unteroffizier Ströms eiternden Beinestumpf halten, und wenn Doktor Wiegand die Sonde einführt oder beizt oder Eiter wegnimmt, wird er wieder brüllen, brüllen - o, niemand, der es nicht gehört hat, ahnt, wie Menschen schreien können. Auf dem Höhepunkt der Schmerzen bricht das Geschrei ab und wird zum Gelächter, das jeden Augenblick die Wände sprengen müsste.^{xxix}

Wie sie heiser bellen, es klingt gar nicht menschlich. Und die meisten sind ja auch nicht mehr lange Menschen.^{xxx}

Thomas' Kritik am Krieg geht aber noch über die genaue Beschreibung des grauenhaften Unästhetischen hinaus, wie sie dieses Zitat nahe legen würde. Grundtenor des gesamten Buches ist die immer wiederholte Klage über den Verlust der Jugend und der Hoffnungen bei einer ganzen Generation. Katrin zweifelt an den Werten, die man ihr vor dem Krieg vermittelt hat. Auch die Frauen um sie herum verlieren den Glauben an allgemeingültige Werte. Katrin erwischt eine Mitarbeiterin, die vor wenigen Monaten kriegsgetraut wurde und der sie einen Brief vom Ehemann an der Front bringen möchte, auf dem Schoß eines Feldwebels. Katrin rennt in Panik hinaus:

So ohnmächtig und wehrlos allen Gemeinheiten des Lebens preisgegeben komme ich mir vor. Ich werfe mich an einen Baum und mir ist, als sei ich mit festen Stricken angebunden und alle Menschen der ganzen Welt ziehen an mir vorbei und spucken mich an. Ich kann weiter nichts tun, als die Augen ganz fest zumachen.^{xxxi}

Dieser Zweifel an gültigen Werten lässt Katrin auch an sich selbst zweifeln:

Bin ich das wirklich? Cathérine Lentz? Sind das meine Beine in den baumwollenen, gestopften Strümpfen? Ist das meine Brust unter dem rauhen Wollkleid, dem grobleinenen Schürzenlatz? Dieselbe Brust, die Lucien geküsst hat? Bin ich Cathérine Lentz?^{xxxii}

Als sie vom Tod Luciens an der Front hört, sehnt auch sie sich nach einem der Särge, die sie täglich sieht:

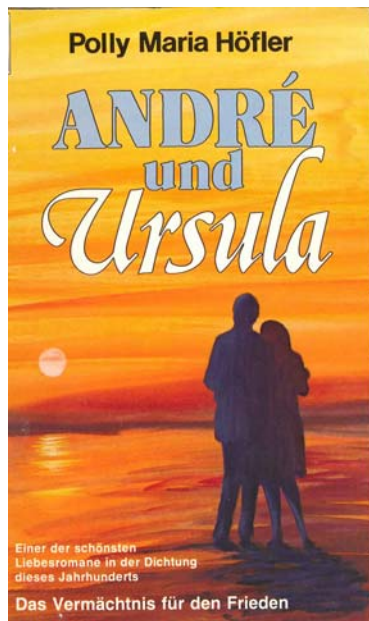
Für unsere Generation ist es kein Glück, wenn einen noch Jahrzehnte von diesen schwarzen Kästen trennen.^{xxxiii} *Worauf wollt ihr denn noch warten, wozu mich aufbewahren? Vielleicht für eine Fliegerbombe?*^{xxxiv}

Sie stirbt an einer Lungenentzündung.

Adrienne Thomas gelingt es in ihrem Roman, glaubhaft Kritik am Krieg zu üben. Durch die Beschreibung der Entwicklung von Katrin vom naiven Mädchen zur illusionslosen Kriegsgegnerin wird dabei eine Auseinandersetzung mit dem Thema dargestellt, die auf die spezifische Situation von Frauen an der »Heimatfront« eingeht. Diese Entwicklung zur Pazifistin wird zwar auch dadurch begünstigt, dass Katrin einen Teil ihrer Jugend vergessen muss, der orientiert war an dem französischen Leben ihrer Heimat. (So darf sie etwa ihrer besten Freundin nicht schreiben, weil diese zu den Feinden in Paris gehört.) Im Vergleich mit Dills »Die Spionin« wird aber deutlich, dass für Thomas die Darstellung der lothringischen Heimat nicht zu einer bewussten Parteiergreifung für oder gegen die Deutschen oder Franzosen führt, sondern die Grenzlandsituation letztlich nur als Folie für eine persönliche Entwicklung dient, die sich auch an einem anderen Ort im Reich hätte abspielen können.

Polly Marie Höfler: André und Ursula (1937)

Auch Polly Maria Höfler, geboren 1907 in Metz, sieht sich als Schriftstellerin einer Regionalkultur, des Lothringischen, auch wenn sie sich bewusst als Deutsche erklärt und deutsch schreibt. Sie gehört einer Generation nach Marie Hart an: In der 1941 vom NS-Gauverband Westmark herausgegebenen Anthologie *Lothringische Dichter*^{xxxv} deutet sie ihr eigenes Leben als stark orientiert an der Sicht von »Deutschtum«, wie es die nationalsozialistische Vereinnahmungsideologie definierte. Schon die ersten Sätze verweisen auf Deutschtümelei: »ich bin in Metz geboren und ich liebe meine schöne Vaterstadt (...) mit



solcher Inbrunst, wie nur ein deutscher Mensch seine deutsche Heimat lieben kann«^{xxxvi}. Höfler erzählt von den Leiden beim Verlust der Heimat nach dem Ersten Weltkrieg, der Flucht nach Frankfurt/Main und von dem »Wunder des Jahres 1940«, der Rückeroberung ihres »verlorenen Paradieses« durch die Nazis.^{xxxvii} Dazwischen liegt die Veröffentlichung ihres Romans *Der Weg in die Heimat* (1935), der wohl bei den nationalsozialistischen Machthabern auf Zustimmung gestoßen ist - erscheint er doch im Zentralverlag der NSDAP. Weniger im Sinne der neuen Führung war wohl *André und Ursula* von 1937, geschrieben nach einem längeren Studienaufenthalt in Frankreich. Dafür scheint dieser »Versuch zur deutsch-französischen Verständigung« - so Höfler in einem Vorwort von 1948^{xxxviii} größere Aktualität behalten zu haben, so dass er 1948 ohne Veränderung im Umschau-Verlag mit einem Vorwort der Autorin wieder erscheinen konnte. In diesem Vorwort widmet sie den Roman

»den Toten zweier Weltkriege« und gibt zu:

Und so schrieb ich damals manches Wort, das heute keine Gültigkeit mehr hat. Denn inzwischen ist eine Welt in Trümmer gesunken, alle festen Mauern um uns sind niedergerissen, und wir sind beinahe zu kraftlos, um noch zu glauben - seit wir erkennen mussten, dass wir zu Götzenbildern gebetet haben.^{xxxix}

Welche bleibende Wirkung ihr Roman aber trotz des Zusammenbruchs der Ideologien zu haben schien, deutet sie im Folgenden an und ich meine, sie übertreibt nicht, wenn sie schreibt:

Wenn ich heute höre, dass »André und Ursula« in allen deutschen Kriegsgefangenenlagern (...) gelesen wird und von Hand zu Hand wandert, wenn ich höre, dass die Menschen in der zerstörten Heimat immer wieder begehren, das Buch zu besitzen, glaube ich, es verantworten zu können, den Roman noch einmal der Öffentlichkeit zu übergeben.^{xl}

Nun zum Inhalt: Die Heldin, die Frankfurterin Ursula, ist keine Grenzlandbewohnerin, wird aber im Laufe des Romans emotional in die Situation gebracht, sich zwischen Deutschland und Frankreich entscheiden zu müssen. Sie findet in den 30er Jahren in dem Nachlass ihres Vaters das Tagebuch eines französischen Soldaten, André Duval, der im Ersten Weltkrieg vor Verdun gefallen sein soll. Beim Lesen seiner pseudo-pazifistischen Gedanken - er will das Ende aller Kriege durch einen letzten Krieg herbeiführen - entschließt sie sich, seinen Verwandten das Buch zurückzuschicken. Auf diesem Wege erfährt sie, dass der vermeintlich Tote noch lebt, als Arzt arbeitet und sie zu sich auf sein Landgut in Lothringen einlädt. Dort verlieben sie sich ineinander, doch der Abstand zwischen den Völkern scheint so groß zu sein, dass Ursula doch immer wieder zögert, eine Ehe mit André einzugehen und sich für das Leben in dem fremden Land zu entscheiden. Schon vor ihrer Abfahrt wird sie von ihren eher völkisch orientierten Freundinnen gewarnt: Man befürchtet, dass sie sich »selbst verlieren könnte, drüben an den Lockungen der Fremde«, dass sie ihr »eigenes Vaterland über der unwiderstehlichen Anziehungskraft des Fremden, Neuartigen vergessen könnte, den klaren Blick für den Wert der Heimat über dem strahlenden Glanz, in dem gerade ein junger Mensch nur allzu gern alles Ungewohnte, Neue sieht.«^{xli} Heimweh lässt sie auch immer wieder an ihrer Beziehung zu André zweifeln^{xlii}, wenn auch eine Heimat im engeren Sinne nie genauer beschrieben wird, sondern nur vage Andeutungen zur deutschen Kultur gegeben werden. Als

André bei einem Autounfall stirbt, den sein psychopathischer Halbbruder Gaston provoziert hat, treibt sie das Heimweh und die Erkenntnis zurück, dass sie die Freunde in Frankreich vergessen muss, »da ich ja nicht für sie und mit ihnen, sondern für mein Volk und mit meinem Volk leben werde«.^{xliii}

Ein immer wiederkehrendes Thema des Romans ist denn auch die (Un)Möglichkeit des Zusammenlebens zwischen Deutschen und Franzosen. Gerne werden dazu Klischees von Nationalcharakteren aufgegriffen. André wird z.B. in den Mund gelegt, Deutsche und Franzosen seien die »glücklichste Ergänzung«^{xliiv}, und er zitiert das alte Bild von der deutsch-französischen Ehe:

Einer eurer großen Denker hat einmal die Behauptung aufgestellt, dass Deutschland und Frankreich sich lieben und suchen wie Mann und Weib, dass sie einander aber auch bisweilen missverstehen und sogar hassen - wie Mann und Weib. Uns bleibt zu hoffen, liebe Ursula, dass aus dieser Hassliebe heraus einmal doch die endgültige Vereinigung des Paares 'Deutschland- Frankreich' entsteht, nicht wahr?^{xliv}

Angesichts des neuen Nationalismus der 30er Jahre scheint die Völkerverständigung aber ihre Grenzen haben zu müssen. Ursula will zwar mit André dazu beitragen, dass Deutsche und Franzosen die gemeinsamen Erfahrungen des 1. Weltkriegs als Ausgangspunkt für einen friedlichen Neuanfang nehmen, sie zweifelt aber daran, ob sie sich in die fremde Kultur wird einfühlen können, umso mehr da sie feststellen muss, dass Erbkrankheiten in der Familie ihres Geliebten bestehen - was natürlich in das Vorurteil vom dekadenten Frankreich passt. Man bedenke, dass der Roman 1937 erschienen ist, noch in Reaktion auf Sieburgs *Gott in Frankreich* (1929), einem ähnlich widersprüchlichen Klassiker zum deutsch-französischen Verhältnis. Dort wird der »Erbfeind« zwar stellenweise voller Komplexe um seine Leichtigkeit und Lebenslust beneidet, gerade diese Komplexe führen denn aber auch zu einer Überbetonung dessen, was als »deutsch« gilt. Im Roman kommt es zu keiner klaren Entscheidung der Heldin, die Autorin löst den Konflikt durch den Tod Andrés.

Wenn es nun darum geht, diesen Roman von der Literatur der reichsdeutschen Schriftstellerinnen abzuheben, so bietet sich ein Vergleich mit einer Novelle von Helene Christaller an, die ähnliche Motive aufgreift. Unterschiede ergeben sich hauptsächlich dadurch, dass die Autorin eine »Reichsdeutsche« ist, die ohne persönliche Verletzungen erlebt zu haben, das Verhältnis zwischen Deutschen und Franzosen zum Thema macht. Außerdem ist natürlich zu berücksichtigen, dass Christallers Novelle mit dem Titel *Die Deutsche* 1915 mitten im Ersten Weltkrieg entstanden ist. Hier wird der gescheiterte Versuch einer interkulturellen Beziehung erzählt. Als der Erste Weltkrieg ausbricht, treibt es Claire Dubois, vor ihrer Heirat mit einem Franzosen Klara Haußmann, zum Krankendienst zurück in die deutsche Heimat:

Und zwischen den Feldern stand die deutsche Frau. Ja, die deutsche Frau. Aus ihrem Herzen war plötzlich eine so brennende Liebe gebrochen und ein so wilder Schmerz um ihr fast vergessenes deutsches Vaterland, dass sie dran zu sterben meinte.(...) Fünfundzwanzig Jahre hatte diese Liebe in ihr geschlafen (...) Und jetzt! Alles das zerbrach unter ihren Händen, ihr Herz schrie nach Deutschland und wollte nichts anderes sehen und hören.^{xlvi}

Ausschlaggebend für ihre Rückkehr ist die Entscheidung ihres Sohnes Léon, in die französische Armee einzutreten. Hier befindet sie sich in einem Loyalitätskonflikt, den - so die Autorin indirekt - Frauen lieber erst gar nicht provozieren sollten :

»War er das wirklich, ihr Sohn? Blut von ihrem Blut? Oder ein ganz Fremder? Ein kaltes feindliches Gefühl kroch in ihr hoch. Sie hätte ihm weh tun mögen.«(57) »Das da war ihr Sohn nicht, das war ein Feind, den sie hasste.«^{xlvii}

Während sie alle Muttergefühle zu unterdrücken versucht, fühlt sie sich gleichzeitig von Deutschland, dem »Mutterland« angezogen. Die Bedrohung Deutschlands durch die Feinde »machte die Liebe des Kindes zur Mutter frei«^{xlviii}, die Heimat ruft ihre Kinder in der Fremde (»Kommt, helft eurer Mutter, die euch gebar«).^{xlix}

Claire arbeitet als Pflegerin in einem deutschen Lazarett und trifft dort einen französischen Soldaten, der ihr von dem Tod ihres Sohnes berichtet. Diese Nachricht löst in ihr tolerantere Gefühle aus: »Wenn du und ich die Schranken dieser Zeitlichkeit überwunden haben, dann werden wir wieder eines Geistes sein, Léon!«¹

Was sollen wir mit so einem Schlusssatz anfangen? Ist er Ausdruck einer Kritik an der Sinnlosigkeit des Krieges oder nicht vielmehr nur ein billiger Trost, der die Pseudo-Naturegebenheit der Kriegseignisse noch bekräftigt? Verglichen mit Christallers Text erscheint Höflers Versöhnungsangebot an die Franzosen aus der Nachkriegszeit doch relativ fortschrittlich. Vor allem muss man bedenken, dass Christaller ihre ablehnende Haltung gegen die Franzosen allein aus der kriegstreiberischen Ideologie der Kriegszeit bezieht, nicht aus eigenen Erfahrungen mit oder Leiden an den Problemen des deutsch-französischen Zusammenlebens, wie sie Höfler als Lothringerin mitbringt.

Auch in Höflers Roman findet sich die soeben angesprochene vage Kriegskritik: So widersprüchlich die deutsch-französische Freundschaft dargestellt wird, so widersprüchlich und ganz und gar unpazifistisch ist ihre Stellungnahme zum Krieg: In Anlehnung an einen populären Fronterfahrungsmythos sieht Ursula in André auch noch in den 30er Jahren den Soldaten, und als er stirbt, schreibt sie:

Ich lasse dich nicht allein zurück. Deine Kameraden sind um dich, in ihrer Reihe marschierst Du noch immer - in alle Ewigkeit - als Soldat in der Armee des Friedens.^{li}

Der Bogen wird geschlagen zu dem Anfang des Romans, wo Ursulas verstorbener Vater den Krieg als einen notwendigen Schritt zum Frieden sieht:

Wenn du einmal groß bist, werden die Menschen es wohl gelernt haben, ohne Hass auf den einstigen Gegner an diesen Krieg zurückzudenken. Und sie werden mit Verehrung und Dankbarkeit seiner Toten gedenken, der Gefallenen aller Völker, die ihr Blut dahingaben, um der ganzen Welt den Frieden zu erkämpfen.^{lii}

Hier handelt es sich um einen Topos der Kriegsverarbeitung, wie er nicht nur bei Frontkämpfern des Ersten Weltkriegs auftaucht^{liii}: Das Grauen des Krieges muss einen Sinn gehabt haben, deshalb wird immer und immer wieder die nationalitäten- und ideologienübergreifende Mission des Friedens durch Krieg heraufbeschworen. Dieser hilflose Antimilitarismus des Romans wird noch einmal gespiegelt in den versöhnlerischen Schlusssätzen des 1948-er Vorwortes der Autorin. Diese zeigen in fataler Weise eine Verharmlosung des zweiten Weltkrieges, die sich nach 1945 nur zu oft fand:

Ich widme diese Neuauflage dem unbekanntem Soldaten des zweiten Weltkriegs; unter welcher Fahne er auch gekämpft haben mag, ob er einen blauen oder grauen oder khakifarbenen Stahlhelm trug, ob er an der Front oder in der Heimat fiel, für eine Idee oder ein Vaterland sein Leben dahingab - heute und in alle Ewigkeit gehört er zu der großen Armee des Friedens.^{liiv}

Diese Deutung ist sozialpsychologisch verständlich, doch nimmt Höfler durch die Übertragung des Harmonisierungsmythos aus dem Ersten Weltkrieg auf den zweiten Weltkrieg eine Umdeutung des gesamten Romans vor: Ob SS oder Widerstandskämpfer, ob

Deutsche oder Franzosen - unterschiedslos alle gehörten zu den Opfern des Krieges und zu den Vorkämpfern des Friedens - kein wirklicher Bruch habe stattgefunden und keine Schulderklärung der Deutschen sei nötig, denen es genau so schlecht gehe wie den Überlebenden anderer Länder (so das Vorwort).

Ausgangspunkt meiner Untersuchung war die Frage, inwieweit sich Schriftstellerinnen aus dem Grenzland dem Krieg gegenüber kritischer verhalten haben als ihre deutschen Schwestern. Dabei ist festzustellen, dass die von mir untersuchten Schriftstellerinnen sich zumindest nicht als »deutscher als die Deutschen« erfuhren, wie dies bei Grenzlandbewohnerinnen in Absetzung von den Nachbarinnen häufig vorkommt.^{lv} Allein Marie Hart kommt durch eigene schlechte Erfahrungen zu einem Diaspora-Gefühl, das sie besonders anfällig macht für eine überzogene Identifizierung mit den Deutschen. Ihre Kriegserinnerungen ließen sich einfacher einordnen in eine Heimatliteratur, wie sie von Literaturkritikern wie Joseph Nadler oder Adolf Bartels gesucht wurde und die die Nationalsozialistinnen in ihre Kulturpolitik einbauen konnten. Die Texte von Polly Marie Höfler, Lisbeth Dill und Adrienne Thomas dagegen spiegeln ein (zwar manchmal vages) Gefühl des Pazifismus und der Versöhnungsbereitschaft mit Frankreich und setzen sich damit wohltuend ab von dem Tenor der reichsdeutschen Frauenliteratur im Kontext des Ersten Weltkriegs. Es scheint diesen Schriftstellerinnen wenigstens ansatzweise zu gelingen, mit ambivalenten Situationen umzugehen, ohne Loyalitätskonflikte vereinfacht zugunsten einer Nation zu entscheiden.^{lvi} Die von mir untersuchten Grenzlandbewohnerinnen beteiligen sich aber auch an Themen, die für Frauen im 1. Weltkrieg allgemein von Interesse waren: So findet sich - vor allem bei Dill und Thomas - die indirekte Forderung, dass Frauen als vollgültige Staatsbürgerinnen zu akzeptieren seien, da sie sich ja in gleicher Weise wie die Männer im Krieg eingesetzt hätten. Damit fehlt aber auch diesen Autorinnen eine Analyse des Krieges als »patriarchale Angelegenheit«. Solange Frauen betonen, dass sie auch mitmachen können im Krieg, sind sie nicht sensibilisiert für eine differenziertere oder gar dezidiert feministische Sichtweise auf ihn.

Obwohl sich also feststellen lässt, dass die Literatur dieser »Grenzlandfrauen« sich positiv abhebt von der allgemeinen Tendenz der Schriftstellerinnen im Reich, so fällt doch auf, dass gerade sie auf der Suche nach einer klareren Identität sind, mit der sie anstehende Konflikte verarbeiten können.

Primärliteratur

Christaller, Helene/ Harder, Agnes/ Sell, Sophie Charlotte von/ Supper, Auguste (1915): Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit, Hagen i.W.

Dill, Lisbeth: Der Grenzpfahl, Leipzig 1925

Dill, Lisbeth: Die Spionin, Leipzig 1917

Gießler, Josefine: Was hat der deutsche Krieg der deutschen Frau gebracht. Erwägungen in großer Zeit für deutsche Frauen und Mädchen, Mosbach 1916

Hart, Marie : Üs unserer Franzosezeit, Stuttgart 1920

Höfler, Polly Marie : André und Ursula, Frankfurt/Main 1948 (1937)

Thomas, Adrienne: Die Katrin wird Soldat, Berlin 1930

Sekundärliteratur

Brinkler-Gabler, Gisela:

Bruns, Karin: Machteffekte in Frauentexten 1895-1915, in: Becker, Ursula A./Rüsen, Jörn (Hrsg.): *Weiblichkeit in geschichtlicher Perspektive. Fallstudien und Reflexionen zur historischen Frauenforschung*, Frankfurt/Main 1988, 309-338

Dammer, Susanne : *Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung "weiblicher Fähigkeiten" durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890-1918)*, Weinheim 1988

Elshtain, Joan Bethke: *Women as Mirror an other: Towards a theory of women, war and feminism*. IN: *Humanities in society* 5 (Winter/Spring) 1982, 29-44

Gauverband Westmark (Hrsg.): *Lothringische Dichter*, Frankfurt 1941

Guntz, Emma: "d'Erinnerung an dies, was emol gewenn isch...". Auf den Spuren der elsässischen Schriftstellerin Marie Hart (1856-1924, in: *Allmende* 1990, 28/29, 95-113

Hering, Susanne: *Mit dem Rücken zur Wand. Kriegsgegnerinnen im Konflikt mit Frauenbewegung und Sozialdemokratie*. IN: *ARIADNE* 4 (1986), 5-9

Hering, Sabine: *Die Kriegsgewinnlerinnen. Praxis und Ideologie der deutschen Frauenbewegung im Ersten Weltkrieg*, Pfaffenweiler 1990

Hering, Susanne / Wenzel, Cornelia: *Frauen riefen, aber man hörte sie nicht. Die Rolle der deutschen Frauen in der internationalen Frauenfriedensbewegung zwischen 1892 und 1933 Bd.1, Kassel 1986 (Bd. 2: Quellenband)*

Higonnet, Margaret R. /Jenson, Jane /Michel, Sonya /Collins-Weitz, Margaret (Hrsg.) : *Behind the Lines. Gender and the two World Wars*, New Haven/London 1987

Reulecke, Jürgen: *Männerbund versus the family: middle-class youth movements and the family in Germany in the period of the First World War*, in: Wall,Richard/ Winter, Jay: *The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe 1914-1918*, Cambridge 1988, 439-452

Scholdt, Günther: *Liesbeth Dill*, in: Neumann, Peter (Hrsg.): *Saarländische Lebensbilder*, Saarbrücken 1986, 219-243

Theweleit, Klaus: *Männerphantasien*, Bd. 1, Reinbek 1980

Vondung, Klaus: *Deutsche Apokalypse 1914*, in: ders. (Hrsg.): *Das Wilhelminische Bildungsbürgertum*, Göttingen 1976, 153-171

Anmerkungen

ⁱ vgl. Joan Bethke Elshtain. "Women as Mirror an other: Towards a theory of women, war and feminism. *Humanities in society* 5 (1982), 29-44; Margaret R. Higonnet/ Jane Jenson/ Sonya Michel /Margaret Collins-Weitz (Hrsg.). *Behind the Lines. Gender and the two World Wars*, New Haven/London 1987

ⁱⁱ Susanne Dammer. *Mütterlichkeit und Frauendienstpflicht. Versuche der Vergesellschaftung "weiblicher Fähigkeiten" durch eine Dienstverpflichtung (Deutschland 1890-1918)*. Weinheim: 1988

ⁱⁱⁱ Jürgen Reulecke. "Männerbund versus the family: middle-class youth movements and the family in Germany in the period of the First World War". Richard Wall/ Jay Winter. *The Upheaval of War. Family, Work and Welfare in Europe 1914-1918*. Cambridge: 1988, 439-452

-
- iv Das ist der Bund Deutscher Frauenvereine, einer Dachorganisation der bürgerlichen Frauenbewegung.
- v vgl. Barbara Guttman. *Weibliche Heilsarmee. Frauen in Deutschland 1914-1918*. Weinheim: 1989
- vi Susanne Hering. *Die Kriegsgewinnlerinnen. Praxis und Ideologie der deutschen Frauenbewegung im Ersten Weltkrieg*. Pfaffenweiler: 1990, s.a.: Susanne Hering. "Mit dem Rücken zur Wand. Kriegsgegnerinnen im Konflikt mit Frauenbewegung und Sozialdemokratie". *ARIADNE* 4 (1986), 5-9 und: Susanne Hering /Cornelia Wenzel. *Frauen riefen, aber man hörte sie nicht. Die Rolle der deutschen Frauen in der internationalen Frauenfriedensbewegung zwischen 1892 und 1933 Bd.1*. Kassel: 1986 (Bd. 2: Quellenband)
- vii vgl. zur Einführung in die Frauenbewegung der Jahrhundertwende: Ute Gerhard. *Unerhört. Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung*. Reinbek: 1990
- viii Klaus Vondung. "Deutsche Apokalypse 1914", ders. (Hrsg.). *Das Wilhelminische Bildungsbürgertum*. Göttingen: 1976, 153-171
- ix Zur Erhärtung meiner Thesen seien nur folgende Schriften genannt: Clara Blüthgen *Heimkehr. Drama in 4 Aufzügen*. Berlin: 1910 ; Helene Christaller/ Agnes Harder / Sophie Charlotte von Sell/ Auguste Supper. *Stille Opfer. Den deutschen Frauen und Jungfrauen in großer Zeit*. Hagen i.W: 1915; Thea von Harbou. *Der Krieg und die Frauen*. Stuttgart/Berlin: 1916 (Novellen); Thea von Harbou. *Die deutsche Frau im Weltkrieg*. Leipzig: 1916; Friede Henriette Kraze. *Erfüllungen. Ein Stück von heute für morgen*. Stuttgart: 1915; Gertrud Prellwitz: *Die Tat. Drama*. Erkner-Berlin: 1912; Marie Madeleine Puttkammer. ... *und muss Abschied nehmen. Novellen*. Leipzig: 1915; Gabriele Reuter. *Liebe und Stimmrecht*. Berlin: 1914; Anna Schieber. *Heimat. Erzählungen*. Heilbronn: 1915; Ina Seidel. *Das Wunschkind*. Stuttgart 1985 (1930) (konzipiert im ersten Weltkrieg); Klara Viebig. *Töchter der Hekuba*. Stuttgart: 1917; Helene Voigt-Diederichs. *Wir in der Heimat. Bilder aus der Kriegszeit*. Heilbronn: 1916
- x Josefina Gießler. *Was hat der deutsche Krieg der deutschen Frau gebracht. Erwägungen in großer Zeit für deutsche Frauen und Mädchen*. Mosbach: 1916
- xi vgl. zum Folgenden: Günther Scholdt. "*Liesbeth Dill*". Peter Neumann (Hrsg.). *Saarländische Lebensbilder*. Saarbrücken: 1986, 219-243
- xii Lisbeth Dill. *Die Spionin*. Leipzig: 1917, 92
- xiii Scholdt 226
- xiv Vgl. Dill, Spionin 42 ff.
- xv Ebd., 44
- xvi Ebd., 7 f.
- xvii Ebd., 149
- xviii Lisbeth Dill. *Der Grenzpfahl*. Leipzig: 1925, 383
- xix vgl. zur Biographie Harts: Emma Guntz. "d'Erinnerung an dies, was emol gewenn isch...". Auf den Spuren der elsässischen Schriftstellerin Marie Hart (1856-1924)". *Allmende* 28/29 (1990), 95-113
- xx Marie Hart. *Üs unserer Franzosezeit*. Stuttgart: 1920, 183
- xxi Ebd., 27
- xxii Ebd., 65
- xxiii Vgl. ebd., 127 ff.
- xxiv Ebd., 136
- xxv Ebd., 138
- xxvi 1930, sechs Jahre nach Maries Tod, gibt ihre Tochter eine Auswahl ihrer Texte heraus, wobei sie den Akzent auf den nationalistischen Aspekt legt.
- xxvii Man übersetzte ihn in 16 Sprachen.
- xxviii Adrienne Thomas. *Die Katrin wird Soldat*. Berlin 1930, 137

-
- xxix Ebd., 319 f.
- xxx Ebd., 320
- xxxi Ebd., 325
- xxxii Ebd., 319
- xxxiii Ebd., 320
- xxxiv Ebd., 325
- xxxv Frühere Zeugnisse über ihr Leben habe ich leider nicht gefunden.
- xxxvi Gauverband Westmark (Hrsg.). *Lothringische Dichter*. Frankfurt: 1941, 21
- xxxvii Ebd., 21
- xxxviii Polly Marie Höfler. André und Ursula, Frankfurt/Main 1948 (1937), 21
- xxxix Ebd., 6 f.
- xl Ebd., 7
- xli Ebd., 93
- xliv Ebd., 261; 304
- xlvi Ebd., 327
- xlv Ebd., 261
- xlv Ebd., 226
- xlvi Christaller/Harder/u.a. 56
- xlvi Ebd., 59
- xlvi Ebd., 56
- xlvi Ebd., 60
- l Ebd., 73
- li Höfler, 326, vgl. auch 259, 328, u.a.
- lii Ebd., 34
- liii vgl. genauer zur Psychologie der Frontkämpfer: Klaus Theweleit, Klaus. Männerphantasien. Bd. 1. Reinbek: 1980.
- liv Höfler, 7
- lv Besonders kompliziert wird die Analyse der Identität von deutschen Grenzlandbewohnerinnen dadurch, dass sich ihr Selbstbild oft orientiert an dem Fremdbild, das sich ihre französischen Nachbarinnen von Deutschen machen.
- lvi Andere eher "pazifistische" Texte lassen sich an einer Hand aufzählen: Hedwig Dohm. "Der Missbrauch des Todes" (1919). Gisela Brinker-Gabler. *Frauen gegen den Krieg*. Frankfurt/Main: 1979, 55-57; Hans von Kahlenberg (= Helene Keßler). *Mutter*. Zürich: 1917; Ilse Langner. *Frau Emma kämpft im Hinterland*. Darmstadt: 1979 (1928); Ina Seidel. *Das Wunschkind*. Stuttgart: 1985(1930); Clara Viebig. *Das rote Meer*. Stuttgart: 1920